



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Peter Cornelius und die geistigen Strömungen seiner Zeit

Kuhn, Alfred

Berlin, 1921

Barthold Georg Niebuhr, Preußischer Gesandter am Päpstlichen Stuhl

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47666](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47666)

weit hinein in die Gruppe der Stehenden, auf diese Weise die Knieenden mit jenen verbindend.

Der Eindruck, den die Bartholdy-Fresken sowohl in den römischen Künstlerkreisen als auch in Deutschland machten, war stark. Overbeck sandte seinen Karton des Verkaufs Josephs und Cornelius die Traumdeutung nach Frankfurt an Wenner, der letzteren gekauft hatte. Am 9. April 1818 rühmt Friedrich Schlegel in einem Brief an Sulpiz Boisserée die „hervorbrechende Meisterkraft“, die alle seine Erwartungen übertroffen habe. Am 19. Mai 1818 kann der Bürgermeister Overbeck seinem Sohn melden: „Deine sowie des trefflichen Cornelius Frankfurter Karton werden immer ausführlicher und als große vaterländische Sache beschrieben und beurteilt.“ Gleichzeitig setzte sich aber ein Mann für Cornelius ein, der durch seine Persönlichkeit und Stellung geeignet war, die Aufmerksamkeit eines weiteren Publikums zu erregen, nämlich der preußische Gesandte am päpstlichen Stuhle Barthold Georg Niebuhr.

Barthold Georg Niebuhr war einer jener universalen Männer, wie sie seit dem Anfang des letzten Jahrhunderts nie mehr hervorgebracht worden sind. Als Sohn eines großen deutschen Gelehrten und Orientalforschers in Kopenhagen 1776 geboren, war er nach philologischen, juristischen, historischen und naturwissenschaftlichen Studien Sekretär des dänischen Finanzministers gewesen, hatte in England seine Kenntnisse auf Chemie, Physik, Mathematik und Agrikultur ausgedehnt und sich eine tiefe Kenntnis der englischen Volkswirtschaft erworben, war dann Bankdirektor, Leiter des Ostindischen Büros und Mitglied der permanenten Kommission für die Barbareskenangelegenheiten geworden, wobei er sich energisch mit den Forderungen des lebendigen Lebens zu beschäftigen hatte, ohne jedoch seine Sprachstudien und seine historischen Forschungen aufzugeben. 1805 trat er auf eine Aufforderung Steins in den preußischen Staatsdienst über. Sein tiefer Haß gegen Napoleon verband ihn mit den führenden Männern der preußischen Monarchie, sein ungeheures praktisches und ge-

*Barthold
Georg Nie-
buhr, Preußi-
scher Ge-
sandter am
Päpstlichen
Stuhl*

lehrtes Wissen (er beherrschte neben seinen Fachkenntnissen zwanzig Sprachen) machten ihn unschätzbar im Staatsdienste, seine unbedingte Untadeligkeit allgemein hochgeachtet. Als Sektionschef für das Staatsschuldenwesen lebte er nach dem preußischen Niederbruch in Berlin, bis ihn ein Konflikt mit Hardenberg die Stellung aufgeben ließ. Nun wandte er sich wiederum der Wissenschaft zu, hielt 1810 bis 1811 Vorlesungen an der jungen berliner Universität über römische Geschichte, die von den Zeitgenossen als unwälzend empfunden wurden. 1811 erschien der erste Band seiner Römischen Geschichte, enthaltend die Königszeit, 1812 der zweite, enthaltend die Geschichte der älteren Republik. Mit der Staatsfreudigkeit seiner eigenen Epoche blickte er auf das staatsfreudigste Volk der Geschichte, auf Grund seiner eingehenden praktischen Kenntnisse des Lebens rekonstruierte er die Vergangenheit, sah er das Dasein des römischen Volkes als eine Einheit, die sich organisch unter bestimmten Gesetzen entwickelte, immer ausgehend von einer strengen Monumentenkritik, aber beflügelt von der Erahnungsfähigkeit des geborenen großen Historikers. 1812—13 las er über römische Altertümer. Als die Erhebung begann, trat er begeistert in die Landwehr ein, wurde jedoch vom Könige zu diplomatischen Missionen verwandt. Auch in die Tagesereignisse griff er damals erfolgreich als Publizist ein. Dann sandte ihn Hardenberg 1816 als Gesandten nach Rom.

Den „Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, aus seinen Briefen und Erinnerungen seiner Freunde“ von diesen 1838 herausgegeben, ist im zweiten Bande ein Portrait von der Hand Julius von Schnorrs beigegeben, das H. Merz gestochen hat. Ein bartloses, früh gealtertes Gesicht, mit einem nervösen Leidenszug um die Augen, ein sensitiver aber unsinnlicher Mund, an den Ecken etwas heruntergezogen. Die hohe Stirn verdeckt durch hereingekämmtes langes, wenig volles Haar von melierter Farbe. Das Ganze der Kopf eines kränklichen Misanthropen, eines lebensabgespannten Menschen, der es vorzieht, in der Abgeschlossenheit seines Sonderdaseins sich in die

vergangenen Zeiten hoher Kulturen zu versenken, als das rauschende Dasein der großen Welt zu leben, zu der er als Vertreter der preußischen Großmacht gehörte. Aber andererseits, was mußte ein solcher Mann, der all seine Jahre auf den Höhen des europäischen Lebens verbracht, der ausgerüstet mit der gründlichen Kenntnis der wirtschaftlichen Verhältnisse, diplomatischer Beziehungen, im Besitze von zwanzig Sprachen, die ihm den Zugang zu zwanzig Volksindividualitäten eröffnet hatten, was mußte ein solcher Mann, der damit noch ein tiefes Wissen der alten Geschichte verband, ein Forscher von der Art eines Pertz, eines Grimm, eines Humboldt, auf den jungen Cornelius wirken können, sofern irgendwelche näheren Beziehungen sich anbahnten! Cornelius stand noch unter dem Drucke Overbecks. Mochte er wohl meist wider den Stachel löcken, mochte seine Notheirat vorübergehend das Verhältnis erschüttert haben, mochte der angewachsene rheinische Katholizismus des Malers ihn daran hindern, sich dem asketischen Christentum der Klosterbrüder zu verschreiben, immer jedoch stürzten ihn Schicksalsschläge, Krankheiten von Weib und Kind, eigene Anfälligkeit in tiefe Depressionen und lenkten seinen Geist in das Fahrwasser overbeckischer Ideen zurück. Jener Lübecker war der bedeutendste Mensch, der damals in Rom wirkte, weniger an Intellekt oder Produktivität, als an Geschlossenheit der Persönlichkeit. Er war der Fertige, der alle Rätsel in sich gelöst, dessen Dasein ohne Frage geworden war, der hingegeben an Gott und seinen Sohn Paß und Kompaß seines Daseins empfangen hatte. Gegenüber stand niemand, der ihm das Gleichgewicht zu halten imstande gewesen wäre.

Diese Aufgabe fiel Niebuhr zu. Schicksalsmäßig aber auch bewußt. Niebuhr war Heide wie Goethe, aber genau wie Goethe auch Protestant. Wie der Weimarer in Luther den großen geistigen Fessellöser erkannte, den notwendigen Wegbereiter des eigenen Schaffens, so empfand ihn auch Niebuhr. Sein norddeutsches Protestantentum, klarblickend, nüchtern, ohne mystische Schwärmerei, gehörte zu ihm,

wie die einfache sachliche Kleidung. Für seelische Akrobatien hatte er kein Verständnis. Er war ein exakter Gelehrter, der mit Gegebenheiten rechnete. Darin lagen auch seine großen Erfolge auf dem Gebiete des Finanzwesens und später am päpstlichen Hof, wo er das unbeschränkte Vertrauen Pius VII. und des Kardinals Consalvi besaß und höchst wesentliche diplomatische Errungenschaften für seinen Staat davontrug. Nie habe er ein unwahres Wort aus seinem Munde gehört, sagte ihm der Papst beim Abschied, ein schönes Wort, das Niebuhrs Art treffend faßt. Dieselbe Exaktheit und Wahrheit zeichnete ihn auch als Gelehrten aus. Er verknüpfte die Gegebenheiten der Quellen mit seiner nüchternen Kenntnis wirtschaftlicher Prozesse. Und ganz im Grund lebte noch jene Sehnsucht nach der Antike, jene Provinz, in die wie bei den meisten Menschen jener Jahre sich die vom kärglichen Leben unbefriedigte Seele flüchtete, das einzige Land, wo man ihr gestattete, sie selbst zu sein, in der sie unter reinen schönen Wesen wandeln durfte, große Leidenschaften erblickte und unendliche Heiterkeit unter der strahlenden Sonne Homers. Dennoch war es nichts Aesthetisches, nicht ein sinnliches Lebensgefühl, was ihn zur Antike zog. Nicht wie Goethe fand er in ihr die Gesamthaltung, die ihm gemäß war. Kunstwerke als solche boten ihm nichts. Wollte er ihrer überhaupt froh werden, so brauchte er einen besonderen Zustand des Gemütes, die der stark neurasthenische Mann selten hatte. Seine Versenkung in die Antike als in eine ganz andere, ferne Zeit, war eine Flucht aus der Gegenwart, aus der geräuschvollen Helligkeit der sinnlichen Welt. Seine Lebensanschauung war die des Historikers. Was ihm fehlte bei aller Weltläufigkeit, bei allem praktischen, nüchternen Blick für die Geschäfte der Gegenwart, war die Naivität, die Möglichkeit, an dieser Welt als an einer schönen sich zu erfreuen. Wie angeekelt findet er sich von Rom, „Neu-Rom sollte es höchstens heißen wie Neu-York“, meinte er in einem Brief an Savigny vom 17. Oktober 1816, wie stoßen ihn die vielen modernen Barockkirchen ab, die Maler nach Raffael und Michelangelo, wie häßlich fin-



JOSEPH GIBT SICH SEINEN BRÜDERN ZU ERKENNEN
ENTWURF

det er die Gesichter der Italiener, wie freudlos kommt ihm das Volk vor. Der Gesang auf den Straßen erscheint ihm „ein widriges Geschrei“. Dem römischen Karneval, den Goethe einst mit so viel Vergnügen genossen, versucht er zu entgehen. „Vor unsern Fenstern brüllen — obgleich es eine entlegene kleine Straße ist — die Karnevalsnarren. Ich habe nur einmal dem Rennen zugesehen, wobei die barbarische Behandlung der Pferde empört und nichts anderes zu sehen ist, als wenn ein Pferd entspringt und toll wegläuft. Die Masken sind ein erbärmlicher Spaß: fratzenhaft. Witz sieht und hört man nicht. Auf die Maskenbälle sind wir natürlicherweise garnicht gegangen.“ Die unfrohe, stark philiströse Natur Niebuhrs, durch seine Kränklichkeit noch grämlicher gemacht, konnte die unbekümmerte Vollsaftigkeit des römischen Goethe nicht begreifen. Daher auch jene abfälligen Worte über die „Italienische Reise“, als das Buch nach Rom kam. Niebuhr fehlt das Organ, Goethes Einstellung nachzuempfinden. „Wenn man so eine ganze Nation und ein ganzes Land bloß als eine Ergötzung für sich betrachtet, in der ganzen Welt und Natur nichts sieht, als was zu einer unendlichen Dekoration des erbärmlichen Lebens gehört, alles geistig und menschlich Große, alles was zum Herzen spricht, wenn es da ist, vornehm beschaut, wenn es vom Entgegengesetzten verdrängt und überwältigt worden, sich an der komischen Seite des letzteren ergötzet“, schreibt er an Savigny, und wie um die eigene Stellung zu begründen, fährt er fort: „Mir ist dies eigentlich gräßlich: vielleicht persönlich mehr als ich es anderen zumuten möchte, aber dem Wesen nach erlasse ich es Keinem. Ich weiß sehr wohl, daß ich in das andere Extrem gehe, daß mein politisch-historischer Sinn sich schon mit dem befriedigt fühlt, wofür Goethe keinen Sinn hat, und daß ich nicht allein im göttlichen Tirol, sondern in Moor und Heide unter freien Bauern, die eine Geschichte haben, vergnügt lebe und keine Kunst vermisse.“

Hierin berührte er sich mit den nazarenischen Künstlern. Wiewohl ganz zurückgezogen, neben den Amtsgeschäften nur an der Auflösung

seiner codices rescripti in den Vaticana arbeitend, pflog er mit ihnen nähere Beziehungen. Die Proselyten kamen ihm nicht so nahe, er empfand da eine unsichtbare Mauer zwischen sich und ihnen, wenn er auch Overbecks Reinheit und feine Künstlerschaft anerkannte, und die Gesellschaft des geistreichen Schadow schätzte.

*Niebuhr und
Cornelius*

Anders zu Cornelius. Je länger er ihn kannte, desto stärker wurde der Eindruck, den er von ihm erhielt. „Sein Sinn in der Kunst geht ganz in die Tiefe und auf das Einfältige und Große. Wir kommen uns immer näher und könnten uns schon Freunde nennen“ schreibt der neun Jahre ältere Niebuhr am Weihnachtsabend 1816 in die Heimat. Von allem Religiös-Nazarenischen befreit, das Niebuhr nur Mißbehagen einflößte, konnte hier das romantische Element in seiner nationalen Form beide verbinden und begeistern. Niebuhr hatte ganz jene Kunstanschauung angenommen, die damals unter den Neudeutschen gang und gebe war. „Niemals hatte ich von Francesco Francia kühl, daneben von Domenichino begeistert reden können,“ schreibt er. Ganz wie die Schlegels und ihr Anhang spricht er Goethe den Sinn für die bildlich darstellenden Künste ab. Der Jüngling in Straßburg habe ihn besessen, aber in der unseligen Zeit des weimarer Hoflebens sei er verloren gegangen. Als die Italienische Reise in Niebuhrs Hause gemeinsam gelesen wurde — Cornelius, Platner, Koch, Overbeck, Mosler, Schadow waren anwesend — da sagt Cornelius, wie tief es ihm bekümmere, daß Goethe Italiensogesehen habe. „Entweder habe ihm das Herz damals nie geschlagen, das reiche warme Herz, es sei erstarrt gewesen, oder er habe es gleich festgekniffen. So ganz und gar nicht das Erhabene an sich kommen zu lassen, das Ehrwürdige zu ehren, aber so viel Mittelmäßiges zu protegieren.“ Und Niebuhr fährt fort: „Über Palladio waren wir alle einig, daß alle die in Venetien waren, weder zu Vicenza, noch an Santa Justina zu Padua, noch an Sant Giorgio und den anderen Kirchen seines Baus zu Venedig etwas gesehen, was wir rein und wahrhaftig schön nennen möchten, und daß es ganz ungreiflich sei, wie der, der Erwin von Steinbachs Manen zuerst huldigte,